

Liv Marie Bahrow

Wellenkinder

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet
www.ullstein.de



Dieser Roman wurde gefördert durch ein Denkzeit-
Stipendium der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen.



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage September 2023
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München
Titelabbildung: © Bridgeman Images / Touring Club Italiano /
UIG (schaukelndes Kind); © www.buerosued.de (Rest)
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Stempel Garamond
Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen
ISBN 978-3-548-06869-5

PROLOG

Sie erwacht aus ihrem Fieberschlaf. In dem Moment zwischen Traum und Tag hält sie ihr Kind weiter in den Armen, steht über das vollkommene kleine Wesen gebeugt an einem Fenster, durch das Abendsonne glimmt, und küsst seine Stirn. Besteht aus nichts als Glück.

Dann fällt die Wirklichkeit über sie her wie ein Tier. Ihr Sohn ist nicht bei ihr, ihr lieber kleiner Junge! Sie hat ihn geboren und gerade so überlebt, wie grausam Menschen doch sein können. Zorn mischt sich in ihren Kummer, sie setzt ihn ein gegen ihre Mattigkeit, das Gefühl, an einem einzigen Fädchen Leben zu hängen. Stemmt sich ein Stück hoch, öffnet die Augen.

Völlige Dunkelheit. Nicht der kleinste Umriss, kein Stück Bettkante, nicht die Lehne eines Stuhls, die Biegung eines Waschbeckens an einer Wand sind zu erkennen. Die es doch geben muss in einem Krankenzimmer! Sie lauscht nach draußen, auf Schritte, die sich nähern, Stimmenklang. Hofft auf einen Menschen, der ein Herz hat, fühlen kann, was sie fühlt. Sie zu ihrem Kind bringt.

Kein Laut.

Sie wischt sich über die glühende Stirn, reibt sich die Augen, tastet um sich. Begreift. Ihr Bett ist eine Pritsche, der Raum

ohne Fenster, eine Zelle? Ein winziges Licht ist auszumachen. Leuchtet es durch ein Schlüsselloch?

Sie wischt ihre Decke weg, die dünn ist, nur ein Laken. Muss viel Kraft zusammenkratzen, um die Beine aus dem Bett zu kriegen. Steht auf, alles dreht sich. Aber sie schlingert auf das Licht zu. Ein paar Schritte, und wirklich, da ist eine Tür. Sie sinkt gegen das kühle, glatte Holz, atmet in Stößen. Von draußen nimmt sie ein paar Geräusche wahr. Feines, hohes Greinen, Wimmern, zartes Protestgebrüll. Sie ist doch im Krankenhaus, auf einer Säuglingsstation, so ein Glück!

Ihre Finger finden die Klinke, drücken sie herunter, ihr Puls schießt in die Höhe. Sie fasst es nicht, aber, ja, die Tür ist nicht abgeschlossen!

Sie schiebt sich durch den Türspalt, kneift die brennenden Augen zu. Drückt sich an der Wand entlang, tappt dem Weinen hinterher, das sie ruft, an ihr zieht. Eines muss von ihrem Jungen kommen, ihrem Kleinen, sie kennt das Stimmchen doch. Schnell gewöhnen sich ihre Augen an das Licht, sie sieht ein Glasfenster an der anderen Seite der Wand, dahinter in Reih und Glied kleine Bettchen. Ein paar Kissen bewegen sich, darunter ist Gestrampel. Unmut. Holt mich raus, tragt mich herum! Sie beginnt augenblicklich zu weinen. Oh, wie gern sie das tun möchte, wie gern sie sich ganze Nächte lang immer wieder wecken und auf Spaziergänge schicken lassen möchte!

Ohne jede Furcht tritt sie durch die Tür in das Säuglingszimmer. Sollen die doch sonst was mit ihr machen, sie muss ihr Kind sehen, wissen, dass es ihm gut geht, ihm zeigen, dass sie da ist, dass sie es sich nicht wegnehmen lässt, niemals!

Aber welches der kleinen Bettchen ist seins?

Ihr Blick fliegt umher. Fällt auf ein Glasfenster zu einem Nebenraum, dahinter sitzt eine Krankenschwester in weißer

Tracht an einem Tisch und tut, als ginge sie der Aufruhr im Zimmer nichts an. Sie hört noch die Stimme der Sanitäterin in ihrem Kopf. *Er ist sehr klein, vielleicht muss er in den Brutkasten.*

Und da, in der Mitte des Zimmers stehen vier Glaskisten mit verchromten Röhren am oberen Ende und Bullaugenklappen an den Seiten. Sie schleicht drum herum, lugt durch die Scheiben, erkennt keinen der Winzlinge wieder, wird ganz matt vor Kummer. Steht schließlich vor einer Kiste mit einer blauen Decke.

Sie schlägt die Hand auf den Mund. Hier ist er, ihr Liebling, ihr Ein und Alles! Sie legt die Hände an die Scheibe, voller Sehnsucht, die hohe Stirn zu berühren, die gekrümmte kleine Nase, die langen Fingerchen, das ganze kleine Wunder. Ein Zucken geht durch seinen Körper, er legt die Stirn in Falten, verzieht das Gesichtchen, und sie spürt, dass sie ihn rausholen muss aus der Maschine, ihm zuflüstern, dass alles gut wird, dass sie da ist. Aber geht dann ein Alarm los? Bringt sie ihn in Gefahr? Sie ist hin- und hergerissen.

Schließlich findet sie sich damit ab, ihn nur anzusehen. Sie schiebt eines der Glasfensterchen ein Stück auf. Öffnet die Lippen und summt das Liedchen, das sie für ihn erfunden hat. Da glättet sich die kleine Stirn, er öffnet das Mündchen, gähnt, blinzelt ein paarmal. Er erkennt es, er erkennt sie!

Ein Räuspern stört ihre Zweisamkeit. Hinter dem Glasfenster steht die Schwester und deutet mit dem Kopf in Richtung Flur. Ihre Lippen formen zwei Worte. *Morgen wieder.*

Sie nickt zurück, möchte die Schwester umarmen für ihre Güte. Schwankt aus dem Zimmer. Hinterm Fenster des Säuglingszimmers kriecht die Nacht in den Himmel, bald geht die Sonne auf. Sie muss ihr Kind behalten, die dürfen es ihr nicht wegnehmen. Wie sonst soll sie weiterleben?

JAN

Er legte den Parka ab, in dem die Nässe des Winternachmittags hing, und trat in das helle Dreieck aus Licht, das aus der Küche auf die nackten Dielen fiel. Sein Körper dampfte einen Rest von Wärme in den schmalen Flur, von dem zwei Zimmerchen sowie Bad und Küche abgingen.

Sacht, mit eingezogenem Kopf, schob er die Tür auf, hinter der Gesa, seine Frau, stand und rauchte. »Bitte entschuldige mein Zuspätkommen.« Den Karton mit der Pizza legte er auf den Campingtisch, der den gesamten Raum zwischen Küchenzeile und Außenwand einnahm.

Sie schloss das Dachfenster und drückte ihre Zigarette ins Spülbecken, mit einer winzigen Verzögerung, als ihr Blick den seinen streifte.

»Es tut mir sehr, sehr leid, dass ich es nicht pünktlich zum Kindergarten geschafft habe. War Cornelius traurig?«

Gesa wand sich ihren Schal um den Hals und hob das weiße schwarze Haar darüber, das er nicht mehr anfassen durfte.

»Er hat gefragt, ob du morgen kommst oder ob er stattdessen Noah einladen soll.«

»Natürlich komme ich zu seiner Geburtstagsparty. Heute ist lediglich eine saublöde Sache auf einer Baustelle passiert.

Du kannst dir nicht vorstellen, wie blöd. Und wie unvorhergesehen.«

Sie begann, in einer beutelförmigen Tasche zu wühlen, die er noch nie an ihr gesehen hatte. Ebenso wie das kobaltblaue Kleid, das sie trug und das sein Herz dazu brachte, einen heftigen Sprung zu machen.

»Stell dir vor, meine Bauherren in Birkenwerder haben ohne Absprache einfach zwei kleine Fenster in ihrer Hauswand durch ein großes ersetzen lassen. Das Ergebnis ist ein Riss bis hoch ins Dach, und nun wollen sie mich dafür verantwortlich machen.«

Es klirrte, als sie den Zweitschlüssel herausbeförderte, den er für sie hatte anfertigen lassen. »Das tut mir leid für dich. Aber stell du dir vor, es gehen Rotaviren um, das halbe Gesundheitsamt steht kopf. Und zwei Kollegen sind krank.«

»Oh nein.«

»Genau das habe ich heute Morgen auch gedacht.«

»Ich hätte unsere Sekretärin zum Abholen schicken können. Aber du warst nicht zu erreichen, um das abzusprechen.«

Sie schob den Schlüssel zu ihm hin. »Ich kann das so nicht mehr, Jan. Mit Schlüsseln und gegenseitigen Vertrauensvorschüssen, es klappt ja doch nicht. Wir müssen uns was anderes überlegen.«

Wir schauen, wie es getrennt voneinander läuft, hatte Gesa letztes Frühjahr gesagt. Dann entscheiden wir, ob wir es noch einmal miteinander versuchen sollten.

Das Klingeln seines Handys pflügte durch die Stille, die sich schwarz und tief zwischen ihnen aufgetan hatte. »Was macht mein Schatz eigentlich gerade?«

»Ich habe ihn hingelegt, er ist ein bisschen blass«, sagte sie und verließ die Küche.

Er wischte den Anruf weg und folgte ihr in den Flur. »Was Ernstes?«

»Es ist Februar, wir befinden uns auf dem Höhepunkt der zweiten Grippewelle. Und, wie gesagt, die Rotaviren gehen gerade um.«

»Denkst du, er kann morgen feiern?«

Sie seufzte. »Wenn er ausschläft und am Vormittag zu Hause bleibt, vielleicht.«

Es klingelte erneut.

»Kann ich mich wenigstens darauf verlassen?«

Sie sah müde aus, trotz der dezenten Schminke, die sie morgens auflegte, *weil jeder Tag zu würdigen ist*. Er hatte es geliebt, ihr dabei zuzusehen. Erneut drückte er den Anruf weg. Unbekannte Nummer. »Ich habe morgen früh einen wichtigen Termin«, sagte er vorsichtig.

»Und ich habe drei Kindergarteninspektionen, die ich nicht verschieben kann. Dann nehme ich Connie jetzt mit.«

»Mein Sohn soll an seinem Geburtstag bei mir aufwachen, so wie vereinbart.«

Jans Telefon gab keine Ruhe. Gesa hob die dunklen Brauen. »Außerdem kaufen wir morgen früh das Fahrrad, in das Connie sich verliebt hat«, beharrte er. Ein dunkelblaues mit Silbersternen und einem riesigen Lenker. Vierhundert Euro, scheiß drauf.

»Nun geh schon ran.« Sie steuerte sein Schlafzimmer an. »Das ist ja nicht auszuhalten.«

Ein Räuspern am anderen Ende. »Hallo, Jan.«

»Hallo.« Er brauchte einen Moment, sich zu sammeln, dann ging er die Stimmen durch, die er kannte. Ohne Ergebnis.

»Hier ist Silvio.«

Silvio?

»Du bist es doch, Jan Biege?«

Das war Silvio, der kleine Silvio mit der Stimme wie ein Weihnachtsglöckchen? Jan drückte sich an die Wand, um Gesa vorbeizulassen, die den verschlafenen Cornelius auf dem Arm trug. Er streckte die Hand aus, um seinen warmen Kopf zu streicheln, das feine blonde Haar, das über Stirn und Ohren ein wenig verschwitzt war.

»Hallo, Silvio.« Waren es dreißig Jahre, seit sie sich das letzte Mal gesprochen hatten? Tatsache.

»Ich mache es kurz.«

An- und abschwellendes Brausen war zu hören, wie Straßenlärm in einiger Entfernung. Oder Wasser, schrecklich viel Wasser. Gesa stellte Connie auf die Beine, augenblicklich begann er zu wimmern. »Kann ich zurückrufen? Es ist gerade ungünstig.«

»Ich arbeite bei der Polizei, Jan. Es ist dienstlich.«

Bei der Polizei? Silvio? Connie begann zu wanken, mit den Händen wehrte er seine Mutter ab, die versuchte, ihm den Anorak anzuziehen. Er schob die Hüfte vor, um ihn abzustützen, und legte den Arm um ihn. »Es ist gleich halb sechs, macht ihr keinen Feierabend?«

»Wir müssen deinen Vater in einer dringenden Angelegenheit sprechen. Ich stehe vor eurem Haus, er macht nicht auf.«

Euer Haus. Die Worte hinterließen ein fernes, fremdes Echo. Dein Vater. Noch fremder. Deshalb das Tosen im Hintergrund, das kam vom Meer.

Gesa ließ Connie los und lief ins Bad, kehrte mit einem Eimer zurück. Connie spuckte seinen Mageninhalt daran vorbei in den Flur, auf die Schuhe, die dort herumstanden, den Anorak, den er fallen gelassen hatte, seine Füße.

»Dein Vater reagiert nicht auf unser Rufen, gibt vor, nicht da zu sein. Hustet sich hinter der Tür aber die Seele aus dem Leib. Daher die Dringlichkeit. Kannst du ihn bitte anrufen und ihm sagen, dass er keine Angst haben muss und aufmachen kann?«

»Moment.« Er fischte eine Packung Küchenpapier aus dem Flurschrank und riss sie auf, während Silvios Worte in seinem Kopf übereinanderstürzten. Verhedderte sich in dem abgewickelten Papier, ließ es leise fluchend auf den stinkenden Matsch fallen. Sein Mageninhalt stieß in seinen Hals. »Eine dringende Angelegenheit? Was für eine?«

»Hilfst du uns bitte, Jan?«, fragte Silvio.

Gesa führte ihren Sohn ins Bad, kurze Zeit später plätscherte Wasser in die Badewanne.

»Habt ihr meinen Vater nicht angerufen?«

»Er hat offenbar keinen Festnetzanschluss mehr, daher sind wir zu ihm hingefahren.«

»Natürlich.« Es gab eine Mobilnummer, er hatte den Zettel irgendwo, wahrscheinlich in einem der Kartons im Schlafzimmer. »Ich hab die Handynummer gerade nicht zur Hand.«

»Nicht dein Ernst.«

»Du weißt ja, dass wir uns nicht besonders nahestanden«, flüsterte er.

Es war ruhig in der Leitung, auch das Rauschen war weg.
»Silvio?«

»Pass auf. Wie es aussieht, braucht er Hilfe, dürfen wir rein-gehen?«

»Auf jeden Fall! Meldet euch, wenn ich irgendwas tun soll.«

»Bis später.«

»Und warum geht es überhaupt?«

Am anderen Ende blieb es still.

Jan legte das Telefon weg und atmete gegen das Rauschen in seinen Ohren an. Für den Augenblick wusste er nicht, wohin mit sich. Ging wie aufgezogen ins Bad, rubbelte seinem weinenden Sohn das Haar trocken und redete ihm gut zu. Schüttelte auf Gesas Geheiß das durchgeschwitzte Bett im Schlafzimmer auf und setzte sich auf den abgewetzten Sitzsack daneben. Stand wieder auf, musste raus an die Luft. Bestand plötzlich aus zwei Menschen, die sich nicht zugleich in dieser Wohnung aufhalten konnten: dem fast Fünfzigjährigen, der gerade seine Ehe in den Sand gesetzt hatte, und dem Teenager, der er gewesen war, als er über Nacht von daheim wegging.

Als die beiden ins Schlafzimmer kamen, ließ Jan die Bettdecke los, die er noch immer umklammert hielt, hob Connie aus Gesas Armen und in sein Bett. Sein Sohn barg das Gesicht in der Armbeuge, sein Oberkörper bebte.

»He, mein Schatz, hör auf zu weinen. Du ruhst dich ein bisschen aus, dann geht es dir gleich besser.«

»Ich will nicht wegfahren«, wimmerte Cornelius. »Und ich will, dass Mama hierbleibt.«

Gesa deckte ihn behutsam zu. »Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

Gesa und er sahen einander an. In diesem Moment wollte er überall sein, nur nicht in dieser schäbigen Behausung, die ihrer allerersten Wohnung zu zweit so ähnlich war: Zwei Zimmer waren das gewesen, eine schmale lange Küche, ein Bad, das nur aus Dusche und Toilette bestand, die im Winter gern einfro. Gesa hatte ihm am Morgen nach ihrem Einzug einen Zettel in die Hosentasche geschmuggelt, den er noch immer im Portemonnaie mit sich herumtrug. *Das Büdchen ist der Himmel*. Sie waren jede, absolut jede Sekunde darin glücklich gewesen.

»Bitte«, flüsterte er, »lass ihn da.«

»Ich will nicht wegfahren!« Das Stimmchen seines Sohnes gewann an Höhe. »Sonst breche ich noch mal. In dein Auto, Mama.«

Gesa strich ihm übers Haar. »Also gut. Ich bleibe, bis du eingeschlafen bist, ja? Dann muss ich los, ich will dir noch einen Geburtstagskuchen backen.«

»Ja! Und morgen feiere ich im Kindergarten und dann zu Hause. Mit beiden Eltern.« Sein Sohn gähnte. Lächelte. Schloss die Augen. »Stellst du mir mein Hörbuch an, Mama?«,

Gesa drückte die Play-Taste auf seinem alten CD-Spieler neben dem Kopfende des Bettes, strich Connie über den Kopf. Einen wunderbaren Augenblick lang zerschmolz der angestrengte Ausdruck auf ihrem Gesicht. Jans Brust zog sich zusammen. Was für eine Schwachsinnsidee, dieses Trennungsjahr. *Es ist eine Chance, Jan, und ich hoffe wirklich, dass wir sie nicht vertun.* Das wollte er nicht, und wie er das nicht tun wollte, das Leben ohne sie fühlte sich falsch an, so als gehörte es jemandem anders. Jemandem, den er zutiefst bedauerte.

Sie blickte auf, schob die Brauen zusammen. »Du siehst auch ziemlich blass aus. Das am Telefon, war das jemand Bestimmtes?«

Er legte eine eiskalte Hand an seine Wange. »Jemand von zu Hause, von dem ich ewig nichts gehört habe.«

»Um die Zeit?«

»Es ging um meinen Vater.«

Sie blickte auf ihren Sohn, der bereits schlief. »Den Vater, den du nie besuchst?«

Er schluckte. »Wir verstehen uns nicht so gut, wie du weißt.«

»Allerdings.«

Leise hatte sie das gesagt, die Stimme matt vor Bedauern.

»Er braucht wohl Hilfe, Näheres erfahre ich sicher gleich noch.«

»Dann alles Gute für ihn.« Sie zwängte sich an ihm vorbei aus dem Schlafzimmer.

»Unsere Geschichte ist kompliziert. Und traurig. Ich denke nicht mehr daran«, sagte er gegen die Kartonwand, die bis unter die Dachschräge aufgestapelt war, seit elfeinhalb Monaten. Dann folgte er ihr auf Puddingbeinen in den Flur.

»Connie ist auch ein bisschen heiß«, sagte Gesa, während sie ihren Mantel vom Haken nahm und er sich daranmachte, noch mehr Küchenpapier auf der feuchten Lache im Flur zu verteilen.

»Soll ich schnell zur Apotheke? Ich könnte auch eine Backmischung kaufen und du seinen Kuchen hier backen.«

»Nicht nötig.«

Er öffnete die Tür zur Küche und das Fenster in der Dachschräge, um den Geruch zu vertreiben. »Ich kenne mich mit Kinderkrankheiten nicht so gut aus.«

»Du kannst anrufen, wenn was ist.«

Er räumte das unverbrauchte Küchenpapier zurück in den Flurschrank. »Es tut mir unendlich leid, dass ich unsere Absprache nicht einhalten konnte.«

»Entschuldigung angenommen.«

»Willst du den Schlüssel nicht doch wieder mitnehmen?«, fragte er sacht.

Sie wich seinem Blick aus. »Ich bin müde, Jan. Ich mag heute nicht mehr diskutieren.«

»Okay.« Er griff nach ihrem Mantel und hielt ihn für sie auf. *Danke, dass du so nett bist*, hatte sie früher, ganz am Anfang, gesagt, wenn er ihr in den Mantel half, und das hatte er oft,

auch am Morgen, egal wie zeitig sie aufstand, um ihren Frühdienst anzutreten.

Ich kann noch viel, viel netter sein.

Ach ja? Lass sehen, aber wir müssen schnell sein.

Kein Problem, gar kein Problem.

Wie er es vermisste, dieser Mann zu sein.

»Lass mich einen Kuchen kaufen, genieß du den Abend. Morgen nehme ich Connie mit auf Arbeit. Unsere Sekretärin ist wirklich sehr nett, sie hat vier Kinder und sieben Enkel, von denen sie unablässig erzählt. Spätestens mittags kann ich mich loseisen.«

Sie schob sich in den Mantel, mit langsamen, schweren Bewegungen, und trat aus seiner Wohnung.

Er folgte ihr, drehte das Licht im Hausflur an.

»Hast du noch Ibuprofensaft?«

»Ein wenig, glaube ich.«

»Ein Teelöffel sollte reichen. Und vorher schütteln. Damit kann er morgen früh in die Kita und sich feiern lassen. Ich hole ihn dort halb zwölf ab.«

»Oh, Gesa. Das klingt sehr gut. Danke. Und, könntest du mir wohl noch einen Gefallen tun?«

Er huschte zurück in die Küche und kam mit dem Karton in der Hand wieder. »Die Vorgeburtstagspizza ist jetzt wohl keine so gute Idee. Könntest du unten links bei Frau Schmitz klingeln? Sie hat sich den Arm gebrochen, das Essen vom Lieferservice schmeckt grauenvoll, sagt sie.«

Sie nahm den Karton, ein saches Lächeln im Gesicht, das ihm unter die Haut kroch.

»Was hältst du von Schokoladentorte?«

»Ist mir recht.« Sie nickte, stieg die Stufen hinab.

»Als ich Kind war, gab es immer eine riesige Schokoladen-

torte«, sagte er leise in die Stille. *Bei dir ist es immer so schön.*
Hatte das nicht der kleine Silvio gesagt?

Als aus dem Schlafzimmer gedämpftes Weinen drang, löste er die Hände vom Treppengeländer und schloss die Wohnungstür. Sprang über den Küchenpapierhaufen und spurtete ins Schlafzimmer.

Das Jammern brach ab, als er seinem Jungen über den Kopf strich.

»Mama?«, murmelte Connie, tastete nach ihm, gab einen Klagelaut von sich.

»Ich bin's, Papa.«

Im Schein des Nachtlichts sah er, wie Cornelius' kleiner Mund sich vorstülpte und sein Brustkorb zu hüpfen begann.

»Shhhhhh ... schon gut, mein Schatz.«

Sein Sohn wurde ein wenig ruhiger.

»Na siehst du. Möchtest du einen Schluck Wasser trinken?«

Ein Schniefen. Nicken.

Er ging ein Glas holen, ließ ihn einen kleinen Schluck trinken, dann streckte er sich auf dem langhaarigen Teppich vor seinem Bett aus. Schob seinen Zeigefinger in die kleine Hand seines Sohnes, so wie er das ganz früher getan und über die Kraft einer Babyhand gestaunt hatte. Eine vertraute Melodie flog durch seinen Kopf, er ließ sie über seine Lippen.

Connie hob den Kopf. »Was ist das für ein Lied, Papa?«

»Das fragst du jedes Mal, mein Schatz. Es ist kein richtiges Lied, nur ein paar Töne. Ich weiß nicht, woher ich sie kenne.«

»Hast du dir vielleicht ausgedacht.«

»Vielleicht.«

»Weitersingen, Papa.«

Er tat es.

Schnell wurde Cornelius ruhiger. Jan streichelte noch einmal den blonden Schopf, die zarte Stirn darunter, die ein wenig warm war, aber nicht zu sehr.

Bald hörte er seinen Sohn leise schnarchen. Er riss sich los, entsorgte das Malheur im Flur, putzte sich die Zähne und kroch neben Connie in sein Bett. Im Dunkeln lauschte er ängstlich auf das Schniefen, das Connie beim Atmen von sich gab. Ob er eine Erkältung bekam? Er nahm die Wolldecke vom Stuhl und breitete sie über seine und Connies Füße.

Beim Einschlafen rollte der schiefgelaufene Nachmittag noch einmal heran. Sein Zuspätkommen. Die Entfremdung zwischen ihm und Gesa, die größer wurde, je länger er allein hier lebte. Die alte Heimat, die die Hände nach ihm ausstreckte. Durch die letzten Lichtschleier der sternenklaren Nacht hinterm Fenster oder im Traum, das ließ sich nicht mehr feststellen, sah er eine Wasserwand unter blauem Himmel und sich auf einem Surfboard darauf halten, mit dem brennenden Wunsch, die Welle zu reiten. Das Bett unter ihm kam in Bewegung, seine Sinne drehten sich. Dabei war er noch nie gesurft, im Leben würde er das nicht tun, sich in die Wellen stürzen.

ODA

Die Linie, die den Horizont zerschneidet, schmerzt in Odas Augen, so fest starrt sie sie an, so beschwörend. Du da, bleib, wo du bist, und keinen Nebel, sonst ertrinken wir!

Sie sind doch so jung, sie und Jürgen, der mit ihr unterm Wachturm kauert, wo der Sichtwinkel tot ist und sie auf den einen, richtigen Moment warten. Bald wollen sie wie Fische sein, in stetiger Bewegung, immer weiter, nach vorn, in die Freiheit. Oda bläst einen schmalen Streifen Atemluft aus. Es sind dreißig Kilometer Luftlinie von Boltenhagen bis Dahme in Schleswig-Holstein, dreißig, was ist das schon, wenn man einen Motor zu Hilfe hat, den Kopf oben hält und die Orientierung nicht verliert. Sie haben den Kompass am Mann und die Seekarte eines Fischers im Kopf, lauter Kringel und Pfeile für Strömungen, die zu umgehen sind, und solche, die sie vorantragen. Der Zeitpunkt ist perfekt, die Nächte lang, die See noch sommerwarm. Es wird gelingen. Es muss.

Aus der Körpermitte heraus wird ihr heiß. Oda spürt, dass sie wächst, die Schichten ihrer Haut dehnt. Als die Sonne in den Spalt am anderen Ende der Welt taucht, hört sie ein feines »plopp«. Die Luft schabt über ihren Taucheranzug wie ein Messer über Papier, flüstert im Sand, klirrt in den Kiefernna-

deln hinter der Düne. Das Meer ist ein Tuch onyxschwarzer Seide, die der Wind kräuselt.

Jürgens Gesicht schleicht auf sie zu, es ist herrlich und vollkommen. Die Gummihaut seines Taucheranzugs quietscht, als er ihren Ellbogen anstupst. »Das Aufputschmittel wirkt? Sehr gut.«

Oda nickt und hält ihm die Lippen hin.

»Gleich«, sagt er. »Einverstanden?«

Sie braucht einen Moment, um Ja zu sagen, etwas wallt durch ihren Magen, dabei sollte sie gar nichts spüren. Nun gähnt da ein brackiges Loch. Wird sie krank? Oda gräbt die Füße in den Sand, schiebt ihre Flanke dicht an Jürgen.

»Du, ich ...«

»Pst!«

Ein dunkler Schatten schält sich aus den Bäumen, er trägt ein Spitzdach auf dem Kopf, an seinem Arm baumelt eine Maschinenpistole. Ein Soldat der Grenzbrigade Küste, der gerade von seinem stündlichen Rundgang zurückkehrt. Er schlurft durch den Sand, seine Schultern hängen, er ist müde.

Jürgen zieht die hellbraune Decke über ihre Köpfe, hinter Odas Stirn pocht das Blut. Ihr Körper ist so straff, dass sie fürchtet, der Taucheranzug könnte jeden Moment mit lautem Knall zerreißen. Sie hört genagelte Sohlen auf Trittstangen, einmal, zweimal, es sind sieben Stufen, auf der sechsten bleibt der Soldat stehen. Oda beginnt zu zittern, Jürgen stupst sie an, sie brummt einen leisen, kurzen Ton. Ja, wir haben das tausendmal besprochen, nein, es gibt kein Problem, ich will es ja auch. Raus aus diesem engen Land, Papa wiedersehen, auf der ganzen Welt spielen, in den besten Orchestern, die es gibt.

In ihrem Taucheranzug wird es nass und warm. Komisch,

dass sie seit ein paar Tagen so häufig muss, eine Blasensache? Sie hätten sich wohl besser nicht die Nächte durchgeliebt.

Von oben hört sie Gelächter. »Oh Mann, Scheiße, was rauchst du da? Ich muss das melden, muss ich das melden?«

»Wenn du was aufs Maul willst.«

Wieder Gekicher, der Soldat steht immer noch draußen, Odas Blut rauscht so laut, dass sie meint, die Grenzer müssten es hören.

»Siehst du was?« Der Soldat im Turm.

»Ne. Aber es ist so schöööön hier.« Der andere.

Husten, dann Gesang, tief und ruckelnd. »Wohin auch das Auge blicket, Moor und Heide nur ringsum ...«

Der Tritt auf die letzte Stufe, ein Klappen der Tür, gedämpfter Gesang, die Soldaten sind beschäftigt.

Endlich löst sich die Beklemmung, die Oda einschnürt. Nur nicht die glimmende Übelkeit, das schwammige Gefühl in den Gliedern, sie steckt in einem Körper, der unbekannten Gesetzen folgt.

»Mir ist schlecht, ich glaub, von der Tablette«, flüstert sie.

»Die Dinger hauen richtig rein, aber das vergeht.«

»Und jetzt?«

»Bereit machen.« Jürgen drückt eine Faust gegen ihr Knie.

Sie tut, was er tut, mechanisch, wie aufgezogen. Setzt sich auf die Waden, schiebt sich der Länge nach vor, winkelt die Beine an wie eine Echse. Fünfundzwanzig Meter vor ihnen gluckert das Wasser.

Jürgen hebt die rechte Hand. Ihre Muskeln spannen sich, Odas Herz hüpfte in alle Richtungen. Drei Fingerspitzen recken sich dicht vor ihrem Gesicht nach oben.

Drei. Zwei. Eins. »Jetzt!«

Das Wort zischt an ihr vorbei wie eine Kugel, sie folgt ihr,

dicht neben Jürgen robbt sie nach vorn, es geht zügig und leicht.

Am Ufer spuckt sie ein wenig Mageninhalt aus, der Strudel in ihrem Bauch kommt zur Ruhe. Flach gleiten sie nach vorn, ins Wasser, das sanft die Arme um sie legt. Schnell verschwindet der Ufersand unter ihren Beinen, Oda streckt die Knie, schlägt behutsam aus. Kein Lichtkegel schwebt über sie hinweg, niemand ruft: »Halt! Stehen bleiben! Grenzbrigade!«, so ein Glück.

Jürgen zupft an der Decke, sie lassen sie los, tauchen darunter weg. Dann kaulen sie ganz langsam unter der Wasseroberfläche weiter. Zehn Züge, zwanzig, dreißig. Angst fühlt Oda keine, auch nichts sonst, sie geht auf in ihrem Körper, ist Bewegung, ist Schwung, ein Kind der Wellen. Das Seil, das sie an Jürgen bindet, zieht sacht an ihr und lockert sich, sie passt ihre Bewegungen seinen mühelos an, ein neuer Rhythmus der Liebe.

Lange geht das so.

Sie sind schon weit, als er kräftig am Seil zieht. Oda hebt den Kopf, sieht das Scheinwerferlicht auf sich zugleiten und taucht ab. Ihr Puls überschlägt sich, als ein heller Streifen über ihr durchs Wasser streicht. Vorbei, schon vorbei! Sie zieht die Schultern ein, wartet auf Motorenlärm, eine Gewehrsalve. Dreht sich im Kreis, sieht Jürgen, das Licht steht direkt über ihm. Sie sehen einander an, halten die Hände des anderen, warten.

Das Licht wartet auch. Atmen muss sie. Gleich. Jetzt! Wasser strudelt durch den Schnorchel, sie schluckt es runter, würgt, fängt an zu zappeln. Jürgens Hand greift ihren Oberarm, er drückt fest zu, hängt sich an sie dran. Zu spät, das Wasser muss raus, Oda bricht durch die Oberfläche und spuckt. Saugt Luft ein, eine Faust zwängt sich durch ihre Kehle, sie macht schreckliche Laute.

Jürgen taucht neben ihr auf. »Alles gut, hörst du mich? Alles ist gut.«

Oda sieht sich um. Es ist dunkel und still, neben ihnen schwimmt eine Straße aus Mondlicht. Weiter weg ist ein buckliger schwarzer Streifen. Land?

Ihr Puls kommt nicht zur Ruhe. »Sind die wirklich weg?«

»Aber ja, da ist nichts mehr.«

»Der Hügel dort hinten, ist das Land?«

»Kann sein.«

Sie schlägt nach einer Welle, die ihr ins Gesicht schwappt. Schnappt nach Luft. »Was, wenn die uns entdeckt haben! Wir könnten hinschwimmen, uns verstecken, bestimmt haben die uns gesehen, ich will doch nicht ...«

»Hör auf damit, beruhige dich, sofort!«

»Jürgen ...« Sie merkt, dass ihr Atem rast, das ist schlecht, er hat recht, sie muss sich beruhigen! »Ich hab nur Angst.«

»Die habe ich auch.« Jürgen legt eine Hand an ihre Wange. »Alles wird gut. Ja? Atme!«

Sie versucht es. Etwas Großes, Weiches streift ihr Bein. Nur nicht denken, was es sein könnte, an gar nichts denken!

Jürgen kommt näher, legt seine Stirn an ihre. »Noch ein bisschen, dann stellen wir den Scooter an. Die haben uns nicht gesehen, sonst wären sie schon da.«

Oda gibt ihm einen Kuss, nun doch, sie muss. Die See gluckert, wiegt sie sanft. Sie sollte keine Angst haben, wirklich nicht, alles wird gut.

Jürgen löst sich von ihr. »Weiter, ja?«

Sie nickt. In sich das Gefühl, als wäre das hier ein Film. Spielt sie mit, sieht sie zu? Unwirklich ist alles plötzlich, fremd und nah zusammen.

Jürgen schnalzt mit der Zunge, pflügt nach vorn, sie hinter-

her. Etwas ist auf einmal schwierig, ihr rechter Arm will nicht recht. Zum Ausgleich rudert sie kräftiger mit den Beinen, nach ein paar Metern knallt es in ihrer Wade, ein Peitschenhieb. Sie zieht das Bein an, der Muskel schnürt sich zusammen, sie schreit.

Das Seil reißt an ihrem Bauch, sie möchte es abstreifen, es geht nicht. Sie breitet die Arme aus, dreht den Kopf. Wo ist oben, wo unten? Luft und Wasser hören nicht auf, sich zu drehen.

Jürgen packt sie im Nacken, sie erstarrt. Ruhig bleiben, er ist da. Er ist da! Oda hebt eine Hand, verknotet die Finger miteinander, das vereinbarte Zeichen für einen Muskelkrampf. Jürgen tastet ihre Beine ab, reibt und knetet. Der Himmel über ihr kreist weiter. Im letzten Moment dreht sie sich um und erbricht gegen den Wind, kriegt alles ins Gesicht. Das Wasser wäscht es fort.

»Scheiße, du bist ja seekrank!«

Alles in ihr ist leer, wie ausgespült. Sie will etwas sagen, da springt der Motor an.

Noch einmal streichelt Jürgen ihre Wange, bedeutet ihr, sich flach auf den Rücken zu legen. Endlich.

Die Maschine schiebt sie vorwärts, Oda muss nichts tun als stillhalten und atmen. Das geht wunderbar einfach, eine ganze Weile lang, in der sie nach oben sieht, in die Sterne, vor die sich dünne Wolken schieben. Herbstnebel. Sie möchte weinen vor Glück.

Es dauert nicht lange, bis der Druck in ihren Ohren zerspringt. Die See bewegt sich langsam und geheimnisvoll. Ein erwachendes Tier. Wellen. Warum Wellen? Oda hebt eine Hand, ah, es ist windig. Das Seil um ihren Bauch wird wieder straff, Jürgen ist inzwischen ein Stück von ihr entfernt, sie bekommt

die Strudel ab, die seine Flossen schlagen. Er schwimmt? Ist der Motor ausgefallen? Hat er ihn abgestellt?

»Jürgen?«

Sie drückt den Oberkörper aus dem Wasser, hört etwas, es wird lauter. Nein! Bitte nicht. Sie zieht am Seil. Jürgens Arme pflügen weiter, während ein Boot auf sie zuhält. Sein Bug ist flach, von dunkler Farbe, es ist kein Fischerboot.

Jürgen dreht sich um, schreit: »Runter!«, dann ist er weg.

Das Boot wird langsamer, Oda erkennt einen Menschen, wedelnde Arme. Ihr Körper zündet ein Feuerwerk nach dem anderen, weiße gluthelle Panik schießt durch ihre Glieder, macht sie überwach. Sie bläst alle Luft aus sich heraus, will sich schwer machen und untertauchen, aber es geht nicht. Jürgen packt ihren Unterschenkel und hängt sich dran, erwischt den falschen. Für eine Sekunde ist sie wie gelähmt vor Schmerz, dann sinkt sie wie ein Stein. Über ihrem Nacken schneidet der Bug durchs Wasser, sie ist gerade weit genug unten, dass sie nur einen leichten Druck spürt.

Das Meer ist undurchsichtig und sie ohne Schnorchel, das Quäntchen Luft in ihrer Brust schnell verbraucht. Ihre Lunge bläht sich, furchtbar weh tut das. Jürgen klammert sich an ihre Hüfte. Sein Gesicht ist dicht vor ihrem, er zeigt nach oben. Sie nickt, weiß Bescheid. Wenn sie sich jetzt zeigen, fahren die so lange über ihren Köpfen hin und her, bis sie nicht mehr hochkommen. Oda legt eine Hand auf ihre Kehle, den Brustkorb. In ihr ist nichts mehr, keine Vernunft, nur Instinkt. Sie braucht Luft, sie muss atmen! Wie ein Tier windet sie sich, tritt nach Jürgen, er lässt los.

Sie taucht auf. Salz brennt in ihren Augen, sie hustet und spuckt.

Diesmal brummt das Boot heran, zwanzig Meter, zehn.

Oda starrt es an, holt tief Luft, hält die Beine still. Sinkt wie ein Lot in die Tiefe.

Im Lichtkegel über ihr teilt sich das Wasser. Das Meer um sie herum ist aus schwarzem Glas. Jürgen! Sie sieht ihn nicht, Himmel, wo ist er!

Jede ihrer Zellen spürt die Gewalt der See, ihre schiere Unendlichkeit. Dass sie, Oda, darin schwimmt, als wäre es ein Planschbecken, dass es Wahnsinn ist und sie sterben wird oder für Jahre im Gefängnis sein. Sie zieht am Seil, hält ein loses Ende. Er hat es verloren, sie hat ihn verloren! Ihr Herz schnellert in ungeahnte Höhen, die Luft, die sie in sich hat, dehnt sich aus, ein ungeheurer Druck entsteht. Das Wasser presst von außen dagegen, Oda ist Haut, die jeden Moment reißt.

Sie macht sich stocksteif, bläst die Luft raus, so langsam es geht. Sieht nach oben, wo es hell ist, um sich, wo nichts ist. Bis auf die Leere, die sich füllen muss. Muss! Die die Hölle ist. Oda hält dagegen, einen Moment, noch einen. Wie viele Sekunden? Zehn, zwanzig? Dann geht es nicht mehr. Sie will hoch, gerät in Schiefelage, das rechte Bein hängt nur an ihr dran und will sich nicht bewegen. Wasser presst sich in sie hinein, Oda schluckt, schluckt, schluckt, dann ist sie an der Luft. Sie bäumt sich auf, würgt das Salzwasser heraus, sie kann gar nicht aufhören zu würgen! Ihre Lunge ist roh und wund. Im Mund schmeckt sie Metall, fühlt lauter raue Fetzchen am Gaumen, ihre Zunge ist geschwollen. Ihre Arme rudern durchs Nichts und finden keinen Jürgen.

Irgendwann hat sie ein wenig Luft in den Lungen, hört auf zu zappeln. Es ist ganz still.

Kein Bootsmotor, kein Rufen. Sie hebt die Taucherbrille, wischt die Augen aus. Die Welt ist schwarz und fließend, ohne alles Licht. Aber warum? Sie dreht sich, voll rasender Angst.

Wo ist Jürgen? Ihm darf nichts passiert sein, bitte nicht ... Da! Eine Blase ragt aus dem Wasser, sie ist dicht und schwarz. Jürgens Kopf? Leises Brummen. Der Scooter! Er hat ihn noch! Sie fängt an zu kraulen. »Jürgen!«

Sein Gesicht ist tiefdunkel, ein Strahlenkranz flammt drum herum auf, Scheinwerfer. Das Brummen schwillt an, das Boot ist wieder da, genau hinter ihm. Er reißt die Arme hoch, als hätte ihn etwas getroffen, verschwindet senkrecht nach unten. Jürgen! Sie paddelt weiter, direkt auf ihn zu.

Schon ist sie dicht vorm Bug, und es ist ihr egal, alles ist egal, sie will nur bei ihm sein! Das Ruder sieht sie erst im letzten Moment durch die Luft sausen. Es trifft ihre Schulter, der Schmerz ist so gewaltig, dass sie erstarrt. Seltsam ruhig wird. Jürgen wird jeden Moment an ihr ziehen, von unten, so wie eben. Eine Sekunde, noch eine, gleich geht sie unter. »Jürgen!«

Oda wird am Arm gepackt, sie sieht einem Grenzsoldaten ins Gesicht, das rot ist vor Anstrengung und Wut. Dann kriegt sie einen Hieb auf den Kopf, und die Welt hört auf zu existieren.